

Bilder sozialer Dichte

Eine Neuinterpretation dörflicher Strukturen als Wohnform für ältere Menschen

Während Dorfzentren kleiner Gemeinden zunehmend ihre vormalige Bedeutung verlieren und ehemalige Wirtschaftsgebäude in Kerngebieten leer stehen, wachsen an den Dorfrändern verstreute Einfamilienhaussiedlungen nach wie vor. Dem Paradoxon einer Abwanderung und Zersiedlung in Dörfern gleichermaßen soll hier ein Konzept einer sozialen Nachverdichtung von Zentren in ländlichen Gemeinden gegenübergestellt werden.

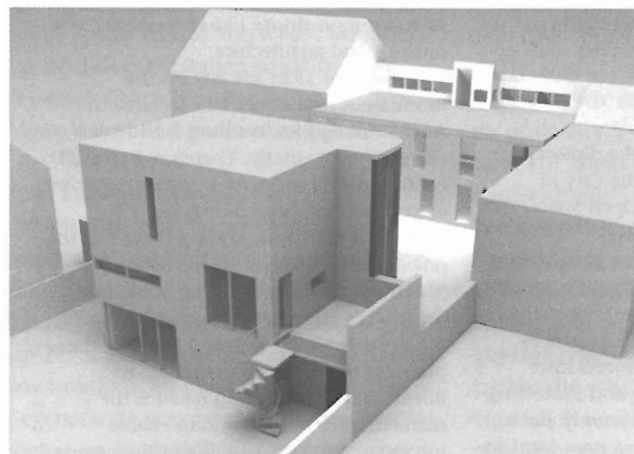
Von SABINE POLLAK

Als meine Eltern im Jahr 1972 ein Wochenend- und Ferienhaus suchten, wurde ihnen in der kleinen Gemeinde Höf Präbäch nahe Gleisdorf in der Oststeiermark ein Bauernhof aus dem 17. Jahrhundert zum Kauf angeboten. Die Besitzerin des Hofes, die alte Frau Holler, war vor kurzem verstorben. Sie hatte jahrelang allein auf dem Hof gelebt, zu dem neben einem Wohnhaus mit vier Zimmern ein lang gestrecktes, L-förmiges Stallgebäude sowie ein etwa 1.500 m² großer Grund gehörte. In den letzten Jahren, als ihr Mann verstorben und ihre Kinder längst weggezogen waren, hatte sie nur noch einen Raum des Hauses bewohnt, die vormalige Rauchküche, die ihr nun als Schlafzimmer, Waschraum, Wohnraum und Küche zugleich diente. Gekocht wurde auf dem offenen Herd, das Wasser wurde vom Brunnen vor dem Haus geholt und der Kontakt mit der Außenwelt reduzierte sich auf wenige Besuche der Familie und der NachbarInnen.

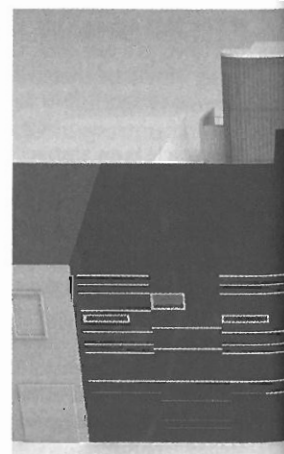
Zwischen 1960 und 1970 erfolgte auf diesem Hof in der Oststeiermark innerhalb weniger Jahre eine Entwicklung, die das Bild kleiner Gemeinden in ganz Österreich für die kommenden Jahrzehnte prägen sollte.

Wie es in bäuerlichen Familien üblich war, heirateten die Töchter weg und der älteste Sohn übernahm den Bauernhof. Das 200 Jahre alte Haus entsprach jedoch nicht den Bedürfnissen der jungen Leute. Ein Ausbauen des bestehenden Hofes kam aufgrund der Topografie nicht in Frage und so bauten die jungen Leute ein neues Haus mit neuem Hofgebäude am Ortsrand. Dieses neue Haus war länger, breiter und höher als das alte, sein Dach war nicht mehr so steil, der Hof war asphaltiert und der Stall entsprach neuesten Erkenntnissen der Viehhaltung. Der Tod der Mutter hatte den Sohn der alten Frau nun veranlasst, das alte Haus zu verkaufen, den Stall wollte man allerdings behalten, um Gemüse einlagern zu können, und außerdem konnte man ja nie wissen, wie die Zeiten sich entwickeln würden. Als wir zum ersten Mal in das neue Haus eingeladen wurden, war der Unterschied zum alten Haus eklatant. Im ersten Stock war ein Balkon angebracht, anstelle der Stube wurde nun ein echtes Wohnzimmer vorgesehen, das nur an Festtagen genutzt wurde. Das Prunkstück des Hauses war ein pompöses Schlafzimmer, dessen spitzenbesetzte, glatt gestrichene Brokat-

An einem schmalen Grundstück eines ehemaligen Wohn- und Wirtschaftsgebäudes werden zwei Häuser errichtet, in denen sich Apartments für zu betreuende Jugendliche, Therapieräume, Wohnräume für betreuendes Personal sowie ein Wohnhaus für die betreuende Familie befinden. Die monolithische Materialbehandlung von Wand und Dach des „öffentlichen“ Hauses interpretieren die umgebenden Häuser mit Steildach, das „private“ Haus im Grundstücksinneren bietet die Möglichkeit zum Rückzug, der gemeinsame Garten und die ebenerdigen Räume verbinden beide Häuser miteinander.



Hof und rückwärtiges Gebäude



Straßenfassade

decke auch Besuchenden stolz präsentiert wurde. Während meine Eltern versuchten, das alte Haus möglichst in seinen Urzustand zurückzusetzen, wurde mit dem neuen Haus versucht, ein Wohnen nach einem bestimmten Standard zu verwirklichen, der unter anderem auch einen Tiroler Balkon inkludierte. Auch die Adaptierung eines alten Hauses zu einem Wochenend- und Ferienhaus war eine typische Geste der 1970er Jahre. Als wir das alte Haus schließlich zumindest notdürftig instand gesetzt hatten und bezogen, schien es uns unvorstellbar, wie eine Frau vollkommen abgeschieden bis zu ihrem Tod in einem in der Küche aufgestellten Bett allein leben konnte.

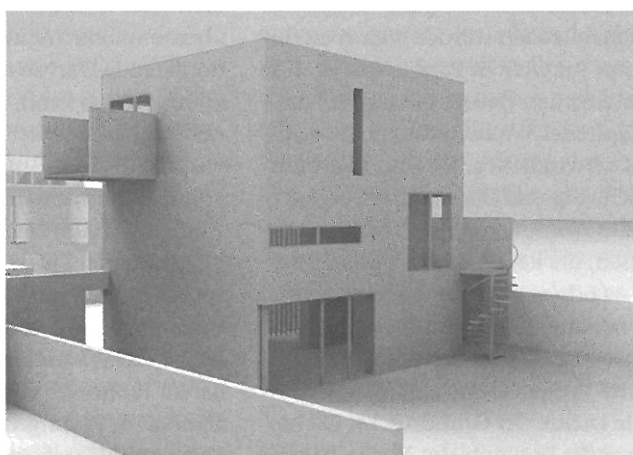
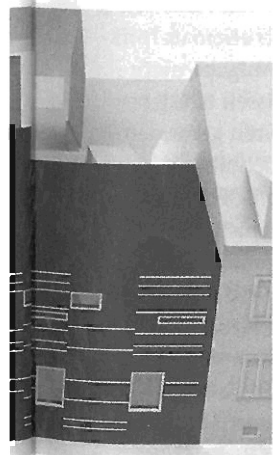
Vom Dorfkern an den Ortsrand

Die zunehmende Leerung alter, bestehender Wohn- und Wirtschaftsgebäude und das Ersetzen durch neue, am Ortsrand errichtete Häuser nach einem Einheitsstil begann in den späten 1960er Jahren und dauert bis heute an. Das schon längst als Gewohnheit akzeptierte Bild von langsam zerfallenden Strukturen im Inneren der Dörfer und von ausgefransten Rändern wird überall dort besonders deutlich, wo die Beengtheit im Dorfkern so zwingend ist, dass eine Erneuerung im herkömmlichen Sinn unmöglich scheint, wie etwa in allen Straßen- und Angerdörfern im Burgenland und in Niederösterreich. So lange die Notwendigkeit eines Zusammenhaltes aus Gründen einer wirtschaftlichen Abhängigkeit bzw. aus Gründen der Verteidigung noch gegeben war, wurden auch Ortsgrenzen akzeptiert und die Orte im Inneren selbst verdichtet. Sobald die-

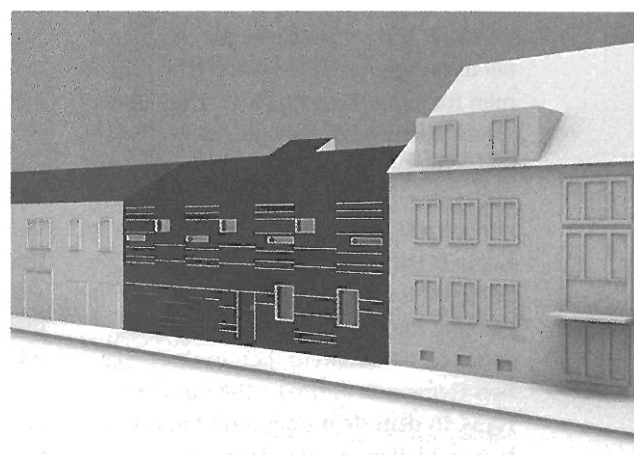
se äußeren Zwänge jedoch wegfielen, entfiel auch die Notwendigkeit eines Zusammenhaltes und anstelle mühevoller Zubauten auf oft nur 9m breiten Grundstücken wurden ebenmäßig zugeschnittene, meist quadratische Grundstücke an den Ortsrändern bevorzugt.

Der Zerfall ursprünglicher Bilder ist schmerzvoll, denn er zerstört das Potenzial der Kulturlandschaft. Auch steigende Aufschließungskosten außen liegender Grundstücke sind schwer zu verkraften. Das tatsächliche Problem solcher zerfallenden Bilder und Strukturen vormals geschlossener Dörfer liegt meiner Meinung nach jedoch vor allem in der zunehmend fehlenden sozialen und kommunikativen Dichte in diesen Dörfern. Die Dörfer existieren in Wirklichkeit nur mehr partiell. Ich komme auf das alte Haus in der Oststeiermark zurück: Dass die alte Frau Holler jahrelang allein in ihrem Zimmer auf dem abgeschiedenen Hof überleben konnte, lag wohl an dem in den 1970er Jahren noch relativ gut funktionierenden Netzwerk innerhalb der Gemeinde. Die Landwirtschaft konnte noch einigermaßen überleben, auf den meisten Höfen wohnten und arbeiteten oft mehrere Generationen nebeneinander und für Mädchen war eine Berufsausbildung noch nicht obligatorisch, wodurch Frauen vor allem für die Versorgung des Haushalts und der Kinder sowie für die Pflege der älteren Personen auf den Höfen aufkamen. Sie gründeten oft noch vor ihrem 17. Lebensjahr eine eigene Familie und kümmerten sich auch um Eltern, Großeltern und nahe Verwandte, auch wenn sie vom Hof weggeheiratet hatten.

Heute brechen nicht nur geschlossene Siedlungsbilder auf, es zerbrechen vor allem jene sozialen Netzwerke, die seit jeher die Einheit eines Dorfes bestimmt haben. Die soziale und kommunikative Aufgabe des Dorfes kann von diesem nicht mehr länger wahrgenommen werden. Gleichzeitig jedoch zerbricht auch die Intaktheit der Familie, die seit jeher den Grundstock des sozialen Netzwerkes ausgemacht hat. In ländlichen Gemeinden steigt die Anzahl der kinderlosen Singles ebenso wie die Anzahl der Scheidungen, es überwiegt auch dort die Berufstätigkeit bei Frauen bzw. die Nebenberufstätigkeit von Landwirtinnen und erwachsene Kinder leben immer seltener im selben Haus wie die Eltern. Und wie überall steigt auch in ländlichen Gemeinden die Anzahl der über 60-Jährigen ebenso rapide an wie die Anzahl der allein lebenden alten Personen. Bis 2010 wird etwa die Zahl der Personen, die über sechzig Jahre alt sind, in Niederösterreich auf 392.000 und bis 2050 auf 561.000 ansteigen (vgl. RISCHANEK, AMANN, GÖTZL 2002). Diese werden dann etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung Niederösterreichs ausmachen. Aus Erfahrungen, die wir im Zuge eines Workshops mit StudentInnen in einer kleinen niederösterreichischen Gemeinde gemacht haben, wissen wir, dass viele der lang gestreckten Hakenhöfe in Angerdörfern nahezu leer stehen. In vielen der Häuser, die direkt an den Anger angrenzen, hatten früher mehrere Generationen einer Familie gewohnt und in den hintereinander geschalteten Häusern waren Wohnen und Landwirtschaft, Weinbau und Viehzucht untergebracht. Heute le-



Rückwärtiges Gebäude



Straßenseitige Eingliederung in den Bestand

ben in diesen Häusern oft nur einzelne Personen, meist sind es allein stehende Frauen, deren Männer verstorben sind und deren Familie zwar in der Nähe am Ortsrand wohnt, mit einer ganztägigen Pflege alter Personen jedoch überfordert ist.

Obdachlosigkeit ist auch weiblich

Fakten wie die Vereinsamung durch psychische Krankheit, Scheidung, Trennung oder Alter kommen am Land später zur Sprache als in größeren Städten. Sie werden oft überhaupt nicht ausgesprochen, werden ignoriert oder durch nur noch scheinbar funktionierende Netzwerke wie Familie und NachbarInnen getarnt. Einen Hinweis, wie stark auch in ländlichen Gemeinden das Bedürfnis nach sozialen Auffangmechanismen ist, gibt etwa das Faktum der Obdachlosigkeit und hier insbesondere der Obdachlosigkeit von Frauen. Auch wenn Obdachlosigkeit ein hauptsächlich städtisches Problem ist, so existiert sie dennoch am Land gleichermaßen. Während sich obdachlose Männer im ländlichen Raum weitgehend frei bewegen und diesen auch bis zu einem gewissen Grad okkupieren können, sind obdachlose Frauen beinahe zur Gänze aus diesem Raum ausgeschlossen. Sie sind weitaus stärker als Männer sexuellen Übergriffen ausgesetzt und ihre Obdachlosigkeit ist a priori mit so vielen Vorurteilen aufgeladen, dass sie letztlich gar nicht existieren kann: Obdachlose Frauen dürfen nicht existieren und existieren daher auch nicht. Fragt man bei diversen Anlaufstellen wie etwa Frauenberatungen nach, so weiß man dort, dass eine ganze Reihe solcher Frauen einfach verschwindet.

Es darf nicht verwundern, dass man bei der Frage nach alternativen Wohnformen für ältere Menschen in ländlichen Gemeinden auf Ablehnung stößt. Für alte Frauen und Männer gibt es am Land nur wenige Möglichkeiten, zwischen denen sie wählen können, um ihren letzten Lebensabschnitt sinnvoll und positiv verbringen zu können. Daher erhält man beinahe immer die Antwort, dass ohnehin alle alten Menschen in ihrer eigenen Gemeinde und vor allem in dem Haus, in dem sie immer schon gewohnt haben, bleiben wollen. Dieses Im-Haus-Verbleiben setzt jedoch voraus, dass es

ein Netzwerk an helfenden Personen gibt, die im Idealfall aus der eigenen Familie stammen und im Normalfall von mobilen Einrichtungen ergänzt werden. Traditionellerweise werden solche Hilfsdienste wie Altenpflege von Frauen verrichtet, da diese im „Normalfall“ die dazu notwendige Zeit, das Wissen und vor allem die Einstellung haben. Dieser Normalfall existiert jedoch heute immer seltener. Viele Familien leben nicht mehr im unmittelbaren Verband mit dem Elternhaus und nahezu alle Frauen sind berufstätig und haben nicht mehr die Zeit, die eine Altenpflege benötigt. Zudem werden auch am Land immer mehr Familien geschieden, wodurch ein Netzwerk, das die Sorge um alte Elternteile inkludiert, erschwert wird. Die zweite und endgültige Möglichkeit ist das Alters- bzw. Pflegeheim, das meistens die Eigenverantwortung auf ein Minimum reduziert und für viele Leute eine Art Endstation bedeutet.

In vielen Gemeinden Niederösterreichs herrscht somit die absurde Situation, dass die Häuser in den Dorfkernen nahezu ausgestorben sind und nur noch von den ältesten Personen der Familien belebt werden, während die jungen Familienmitglieder sich am Ortsrand ansiedeln, wo sie jene Grundstücke vorfinden, die groß genug sind, um sich ein Haus nach allgemein gültigen Vorstellungen zu bauen. Ganz selten sieht man Umbauten und Erneuerungen auf den Kerngrundstücken selbst. Dann jedoch füllt ein solches neues Haus das vorhandene Grundstück beinahe zur Gänze aus und es wird klar, dass die innere Anordnung der Häuser nicht dem Grundstückszuschnitt und der nachbarlichen Bedingung entspricht. Tatsächlich jedoch würden sich eben diese oft nur 9m breiten Parzellen und auch die bestehenden Häuser gut eignen, um ein adaptiertes Wohnen für ältere Personen zu verwirklichen. Sie sind meist nur eingeschossig und übersichtlich organisiert, alle Wohnräume sind ebenerdig erschlossen, die Räume sind klein und flexibel, sie öffnen sich auf einen gemeinsamen Freiraum, die Grundstücke liegen im Ortsverband, sind meistens gut an öffentliche Verkehrsnetze angeschlossen und die Dichte der Grundstücke, die nebeneinander liegen, bietet Voraussetzungen für eine ebenso dichte Kommunika-

tion und Integration innerhalb des Dorfes.

Allerdings sollte man auch nicht allzu große Illusionen haben, was soziale Netzwerke und bestehende Dorfstrukturen in ländlichen Gemeinden betrifft, denn das Dorf als soziale, kulturelle und politische Einheit existiert als solches selten noch. In vielen Gemeinden können nicht einmal die letzten Nahversorgungseinrichtungen im Ort gehalten werden und Einkaufszentren siedeln sich an den Ortsrändern an, wo auch die neuen Einfamilienhäuser prosperieren. Es gibt nur wenige Beispiele, wo ein neuer Supermarkt etwa in bestehenden Ortszentren gebaut wurde, um dadurch dem alten Dorfzentrum eine neue Bedeutung zu geben und gesichtslose Industrie- und Gewerbeansiedlungen am Ortsrand zu vermeiden. Lustenau in Vorarlberg ist eine solche Gemeinde, die dies mit Erfolg verwirklicht hat: Hier wurde 1996 von dem Schweizer Büro Marques und Zurkirchen das „Marktzentrum Kirchberg“ errichtet, das trotz ungewöhnlicher Fassade aus Stegplexiglasplatten und einem über 20m breit auskragenden Vordach diese neue Identität des alten Zentrums bewerkstelligt hat. Der Supermarkt ist gut besucht, das Vordach fasst den Platz ein und bietet den bestehenden alten Häusern ein kräftiges Gegenüber.

Dorf, Straße, Haus: Konzepte sozialer Verdichtung neu interpretiert

Die sozialen und kulturellen Aufgaben eines Dorfes kann ein Supermarkt jedoch nur bis zu einem gewissen Grad erfüllen. Die Kommunikation innerhalb eines Dorfes muss gepflegt und erhalten werden. Oder aber sie wird vom Haus selbst übernommen. Wenn das ehemals funktionierende Dorf seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, müssen bauliche und funktionale Strukturen gefunden werden, die jene Aufgaben übernehmen können, die vormals im Dorf ausgelagert worden waren. Für uns existieren zwei Möglichkeiten, wie innerhalb eines Hauses oder innerhalb einer Wohnanlage selbst eine dorfähnliche Struktur aufgebaut werden kann, in Form von „betreubarem Wohnen“ sowie in Form einer „betreuten Wohngemeinschaft“. Beide Konzepte übersetzen die Bedingungen eines Dorfes und interpretieren vorhande-

ne Wohnformen in neue und neuen Anforderungen entsprechende Strukturen.

Betreubares Wohnen darf nicht mit betreutem Wohnen verwechselt werden. Ziel einer betreubaren Wohnanlage ist, dass die darin wohnenden Personen möglichst lange nicht betreut werden müssen. Sollte jedoch eine solche Betreuung notwendig werden, muss diese einfach und reibungslos vor sich gehen können. Es müssen also alle baulichen Vorkehrungen getroffen werden, damit diese Bedingungen erfüllt sind: barrierefreier Zugang aller Wohnungen, flexible Zimmer, Badezimmer, die für ältere Personen geeignet sind, ein Lift, sobald es ein oberes Stockwerk gibt. Die Herausforderung an Planende liegt jedoch weniger in der Erfüllung von Bauvorschriften als vielmehr im Entwurf eines sozialen Netzwerkes. Wir interpretieren betreubares Wohnen folgendermaßen: Eine Gruppe von zehn bis zwanzig Kleinstwohnungen wird so angeordnet, dass die Bewohnenden zwar autonom leben können, aber dennoch ein gemeinsames Leben führen. Die Wohnanlagen funktionieren nach dem Prinzip eines Dorfes: Mehrere Wohneinheiten sind entlang einer „Straße“ organisiert und werden durch diese zusammengehalten. Die „Straße“ fungiert als Erschließung sowie als Raum einer Kommunikation und sozialen Kontrolle. Entlang dieser Straße sind verschiedene Räume angeordnet, die gemeinsam en passant durchschritten werden und als Kontakt- und Kommunikationsräume dienen. Interpretiert wären diese Räume das Dorfwirtshaus, in dem ein Stammtisch organisiert werden kann, das Vereinshaus, in dem sich Bewohnende regelmäßig treffen, oder der Marktplatz, an dem Waren getauscht werden können. Zusätzlich wird eine Anlaufstelle eingerichtet, die die Funktion des Gemeindeamtes übernimmt. Die als Sozialstation ausgebildete Einheit ist zu gewissen Tageszeiten besetzt und dient der physischen und psychischen Hilfe.

Organisieren lässt sich ein solches „Dorf im Dorf“ nur mit Hilfe sozialer Dienste. Die Volkshilfe etwa hat in Niederösterreich in den letzten Jahren große Erfahrung in der Organisation solcher betreubarer Wohnanlagen gesammelt. Sie übernimmt alle nur denkbaren mobilen Hilfsdienste, die ja auch allein lebende

ältere Personen in Anspruch nehmen können. Wenn eine Organisation wie die Volkshilfe früh genug in die Planung eingebunden ist, können Konzepte entwickelt werden, die tatsächliche Alternativen zum Alleinwohnen oder zum Heim darstellen. Die Organisation in Form einer weitgehend autonomen Wohnanlage, in der mehrere ältere Personen gemeinsam leben, hat Rückkoppelungseffekte. Die Auseinandersetzung mit anderen Personen erfordert zwar ein Höchstmaß an positiver Einstellung und ein gewisses Maß an Moderation durch Betreuende, sie ermöglicht jedoch weitaus mehr Kommunikation als etwa herkömmliche Altersheime anbieten. Zusätzlich zu mobilen Hilfsdiensten verlangt die Einrichtung solcher Wohnanlagen Hilfe von der jeweiligen Gemeinde selbst. Von Zuschüssen aus dem Budget, Hilfe bei der Besiedelung bis zu in Baurecht vergebenen Gemeindegründen sind verschiedene Faktoren wichtig, um solche Projekte realisieren zu können. Dass neben vielleicht höheren Errichtungskosten längerfristig solche Wohnformen teure Heimplätze ersetzen, muss in jeder Kalkulation miteinberechnet werden.

Die zweite Möglichkeit, fehlende Dorfstrukturen durch neue, räumlich-funktionale Strukturen zu ergänzen, liegt in betreuten bzw. therapeutischen Wohngemeinschaften. Sie sind kleinere, familiär oder in offenen Beziehungen organisierte Einheiten, in denen mehrere Personen, die Hilfe benötigen, mit Betreuenden gemeinsam wohnen und leben. Auch in solchen Wohngemeinschaften wird ein Höchstmaß an Autonomie der zu betreuenden Personen erwünscht, der Kontakt und das Zusammenleben mit den Betreuenden bestimmt hier jedoch das Konzept. Überspitzt gesagt stellen therapeutische Wohngemeinschaften eine Interpretation der Großfamilie oder des alten Hauses am Angergrundstück dar. Personen, die nicht oder nicht mehr allein leben können, wohnen im Verband mit mehreren Personen, die nahezu rund um die Uhr für die zu Betreuenden zur Verfügung stehen. Für das Gelingen solcher Projekte sind sowohl organisatorische als auch räumliche Strukturen notwendig, die eine komplexe Abfolge aus zur Gänze privaten, mehr oder weniger privaten und gemeinschaftlichen Räumen anbie-

ten. Erfolg versprechend sind solche Projekte vor allem auf jenen Grundstücken, die ein Hintereinander verschiedenster Baukörper oder Räume ermöglichen, auf denen die rückwärtige Baufluchtlinie ein lineares Aneinanderreihen verschiedener Funktionen erlaubt, deren vordere Baufluchtlinie und Geschlossenheit zu den anschließenden Häusern jedoch ein Höchstmaß an Sicherheit ermöglicht.

Beide Formen, sowohl betreubares Wohnen als auch betreute Wohngemeinschaften, könnten als wirksames Mittel eingesetzt werden, um in alten Dorfstrukturen leer stehende Angerhäuser zu adaptieren, um schmale Grundstücke zu füllen, die sonst niemand bebauen will, oder um ausfransende Ränder wieder so einzufassen, dass nicht nur räumliche, sondern auch soziale Dichte und Kommunikation das Dorf gleichermaßen neu interpretieren und ihm seine Bedeutung wiedergeben. ☉

CONTENT

■ Centers of small villages have been losing their importance in the last decades. Former farmerhouses have been left empty, whereas the sprawl of individual housing (one family houses) is increasing in the outskirts. The author proposes a concept of social re-aggregation of old village centers for older people. Old farming houses are adapted for a dense neighbourhood of small households which provide privacy and communication as well. Architecture also integrates the structural requirements for nursing services, to meet the individual needs for supporting the everyday life of older people.

Abbildungen: Köb & Pollak Architekten, Therapeutische Wohngemeinschaft Ebenfurth, NÖ 2004.

Literatur:

RISCHANEK, Ursula, AMANN, Wolfgang und GÖTZL, Kerstin (2002): Neue Wohnformen für Senioren in NÖ. Im Auftrag des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung, Abt. F2-A, B Wohnbauforschung F-2094, Wien. S. 16.

Sabine Pollak studierte Architektur an der TU Graz und Wien, promovierte 1995 und habilitierte sich 2003 für das Fach Wohnbau. 1993 und 1994 lehrte sie als Gastprofessorin an der University of Michigan, seit 1989 unterrichtet sie an der TU Wien Theorien des privaten Wohnens, Gendertheorien und experimentelle Entwurfsstrategien. Sabine Pollak forscht im Bereich "Feminismus und Wohnen", "Wohnen und Gender" und "Geschichte des Privaten" und arbeitet seit 1996 als Partnerin im Büro Köb & Pollak Architektur in Wien.